

6. Im Streiflicht: Migration in Chemnitz¹

Wir haben dieses Buch mit der Feststellung begonnen, dass nicht so sehr ein Tötungsdelikt der Auslöser für »die Ereignisse« war (sonst hätte ja der Femizid nur wenige Wochen später mindestens ebenso viel Empörung auslösen müssen), sondern vielmehr der Migrationshintergrund der Täter. Weil ein Migrationshintergrund – ob tatsächlich vorhanden oder bloß zugeschrieben – die Bewertung von Situationen und Handlungen immer noch so häufig ändert,² unterscheiden sich auch die Erfahrungen systematisch, die Migrant*innen (im Vergleich zu Menschen ohne Migrationshintergrund) in Deutschland machen. Für manche von ihnen ist Chemnitz daher nicht nur auf Umwegen und implizit, wie wir im zweiten Kapitel schreiben, sondern ganz unmittelbar und direkt: Risikogebiet.

Wie die meisten europäischen Städte hat Chemnitz eine lange Zuzugs- und Migrationsgeschichte: Sie reicht vom 12. Jahrhundert (der Zeit der ersten urkundlichen Erwähnung³) über diverse Kriege, in denen neben sächsischen auch dänische, schwedische und russische Truppen ihre Spuren in der Stadt hinterlassen, bis zur Zeit der Industrialisierung, in der Chemnitz um fast das Zehnfache – von 10.500 auf über 100.000 Einwohner*innen – anwächst.⁴ In ihrer Phase als Karl-Marx-Stadt wird diese Entwicklung unterbrochen, denn die DDR lässt eine dauerhafte Ansiedlung der angeworbenen Arbeitskräfte (beispielsweise aus Polen, Ungarn, Vietnam, Mosambik und der Sowjetunion) nicht zu, und auch für die eigenen Bürger*innen ist die DDR ganz klar

1 Für ihre Mitarbeit an diesem Kapitel danken wir Dilara Yazicioğlu.

2 Zur Diskriminierung von Personen mit Migrationshintergrund vgl. z.B. Wittlif 2018.

3 <https://www.chemnitz.de/chemnitz/de/unsere-stadt/geschichte/chronik/zeittafel/index.html> (letzter Abruf: 04.08.2021).

4 <https://www.chemnitz.de/chemnitz/de/unsere-stadt/geschichte/chronik/index.html> (letzter Abruf: 04.08.2021).

»Auswanderungsland«.⁵ Nach der Wiedervereinigung parallelisieren sich die Migrationsbewegungen aus dem Ausland nach Deutschland nun wieder auf gesamtdeutschem Gebiet: In den 1990er Jahren kommen Asylsuchende vor allem aus der Bürgerkriegsregion des ehemaligen Jugoslawien, aus Rumänien flüchten dort verfolgte Roma, auch die Kurdenkonflikte in der Türkei treiben Menschen nach Europa, und die Zahl der Spätaussiedler*innen aus Russland und Polen steigt. Die Konflikte, die damals rund um Migration in Deutschland ausgetragen werden, erinnern an die gegenwärtige Situation – wenn auch die Asylsuchenden heute vor allem aus Kriegsregionen im Nahen Osten, allen voran aus Syrien, nach Deutschland kommen. Auch in Chemnitz schlägt sich die Immigration mittlerweile merklich in den Zahlen nieder: Zwischen 2012 und 2017 stieg etwa der Anteil der Ausländer*innen an der Stadtbevölkerung von ca. 8.400 auf 18.700 um mehr als das Doppelte.⁶ Dabei bleibt allerdings der Ausländeranteil mit knapp 9 Prozent weiterhin erheblich unter dem Niveau vergleichbarer westdeutscher Großstädte.⁷

Politisierungsweisen von Migration standen bisher immer wieder im Zentrum unserer Studie. Im Gegensatz dazu können wir Fragen danach, wie Menschen mit Migrationshintergrund – jenseits von Zuschreibung und Stereotypisierung – in Chemnitz tatsächlich leben und welchen Problemen sie dabei möglicherweise begegnen, auf unseren ethnografischen Streifzügen durch die Stadt lediglich am Rande nachgehen; angesichts von Fragen rassistischer Anfeindungen und alltäglicher Diskriminierung stößt unsere Forschungsmethode an ihre Grenzen. Doch ganz fehlen darf diese Perspektive in einer Studie zur Chemnitzer Krise 2018 nicht, und so gehen wir im Folgenden anhand einiger Beobachtungen, vor allem aber entlang dreier (Gruppen-)Interviews der Frage nach: Welchem Risiko sind Menschen mit Migrationshintergrund in Chemnitz ausgesetzt und wie wird dieses Risiko wahrgenommen?

5 Geißler 2006: 43.

6 <https://www.chemnitz-in-zahlen.de/stadtteil-daten/gesamstadt-chemnitz/#Ausl%C3%A4nder> (letzter Abruf: 02.08.2021).

7 Siehe Kapitel 4.2.

6.1 »Die Ereignisse« aus der Sicht von Migrant*innen

Zu diesen Fragen haben wir im Sommer 2019 in Chemnitz drei Interviews geführt: Erstens ein Gruppeninterview mit drei Mitgliedern einer islamischen Gemeinschaft, von denen zwei selbst vor etwa drei Jahren aus Syrien nach Deutschland geflüchtet sind. Ebenfalls zu einem Gruppeninterview bereit erklärt haben sich drei Vertreter – wiederum Geflüchtete aus Syrien – eines in Gründung befindlichen arabischen Bildungs- und Kulturvereins, der Kinder und Jugendliche bei der Integration ins deutsche Bildungswesen unterstützt und sich darüber hinaus für interkulturellen Austausch einsetzt. Drittens schließlich bietet auch ein Interview mit einem jungen Inder, der an der TU Chemnitz Maschinenbau studiert, interessante Einblicke. Der Vergleich dieser Gespräche ist insbesondere deshalb so interessant, weil die Teilnehmer mit einer Ausnahme alle etwa im gleichen Alter sind – zwischen 20 und 30 Jahren –, es sich also bei allen um junge Männer mit Migrationshintergrund handelt, die in den letzten drei Jahren nach Chemnitz gekommen sind. Dabei haben sie allerdings teilweise extrem unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Nur in einem Punkt konvergieren die Gespräche: In ihren Schilderungen »der Ereignisse« im Sommer 2018.

Wir erleben ein Déjà-vu: Wie schon die Vertreterinnen der radikalen Rechten und der Gegenbewegungen, so haben auch diese Gesprächspartner »die Ereignisse« als extremen Einschnitt in das städtische Leben empfunden. Der indische Student etwa ist zwar während der Semesterferien im Sommer 2018 in sein Heimatland zurückgekehrt. Er erfährt aber sofort von seinen Kommiliton*innen, die noch vor Ort sind, auf digitalem Weg was geschehen ist und beschreibt, wie wenig er glauben konnte, was er da hörte: »So hatten wir die Stadt noch nie gesehen!«⁸ Alle Gesprächspartner schildern die Angst, die in den Tagen um jene Ereignisse herum Besitz von ihnen ergreift, alle beschreiben, wie sie nach Möglichkeit versucht haben, zuhause zu bleiben, sich nicht der aufgewühlten und auf einmal bedrohlich gewordenen Chemnitzer Öffentlichkeit auszusetzen. Den Studenten erreichen die Warnhinweise der Universitätsleitung, die diese per Massenmail versendet, auch in Indien: Zu ihrer eigenen Sicherheit sollten die Studierenden ihre Wohnungen nach Möglichkeit nicht verlassen. Die Stadt befindet sich in einem Ausnahmezustand.

8 Das Gespräch mit dem indischen Studenten wurde als einziges auf Englisch geführt, die Zitate sind übersetzt.

Mittlerweile ist die Konvergenz des Erlebens, wie sie uns hier in den Interviews begegnet, vielleicht nicht mehr wirklich überraschend – bemerkenswert ist sie dennoch. Vor allem, weil sich in den Aussagen unserer Gesprächspartner mit Migrationshintergrund auch die Ängste derjenigen so stark *spiegeln*, die Migrant*innen ablehnend gegenüberstehen. Uns begegnet hier also einmal mehr jene ferne Nähe, die auch im vorangegangenen Kapitel bereits unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Wenn wir hier nun noch einmal solchen Konvergenzen nachgehen, so tun wir dies nicht in der Absicht, in irgendeiner Form fundamentale Gleichheit oder Symmetrie (etwa zwischen der radikalen Rechten und der diffusen Kategorie der Menschen mit Migrationshintergrund) zu behaupten. In gewisser Weise lässt sich schließlich bereits der Akt des ins-Verhältnis-Setzens mit der radikalen Rechten als eine Form von *epistemischer Gewalt*⁹ verstehen, die selbst bedingt ist durch die rechtsradikale Weltsicht. Dennoch kann die Auseinandersetzung mit Konvergenzen aus unserer Sicht auf zweierlei Weisen hilfreich sein. Zum einen, indem sie auf die Ironie aufmerksam macht, die darin besteht, dass die Erfahrungswelt der radikalen Rechten doch mehr mit derjenigen der Migrant*innen gemein hat, als ihnen lieb sein kann. Und zum anderen, indem sie deutlich macht, wie voraussetzungsfull es eigentlich tatsächlich ist, absolute kategoriale Abgrenzungen zwischen verschiedenen Gruppierungen in den sozialen Prozess einzuführen. Dies soll das Folgende deutlich machen.

In der Stadt breitet sich im Nachgang der Ereignisse ein diffuses Gefühl der *Bedrohung* aus – unter den einen, weil im Zentrum von Chemnitz ein junger Mann von Asylbewerbern erstochen worden ist, unter den anderen, weil in der Folge Migrant*innen unter Generalverdacht gestellt und fortan fortlaufend bedroht oder sogar gewalttätig angegriffen werden. Die jungen Männer vom Bildungsverein in spe berichten, wie ihnen die Menschen in Chemnitz in den Tagen nach den Ereignissen begegnet sind: »Wir haben viele schlechte Worte gehört, in der Straßenbahn, oder auch im Supermarkt«. Ein Mitglied der islamischen Gemeinschaft sekundiert dieser Aussage durch eine Reflexion über die Verhältnisse an seinem Arbeitsplatz: »Zum Beispiel bei mir, wo ich arbeite, gibt [es] solche Leute, die waren am Anfang gut [...], nachdem waren [sie] schlecht«. Vorher seien viele »Leute freundlich« gewesen, »aber danach war [es] ein bisschen schrecklich«, wie er es ausdrückt. Trotz der abschwächenden Formulierung ist ihm die Frustration bei diesen Worten anzumerken, ebenso das Unverständnis ob solchen Verhaltens. Auf die Nachfra-

9 Vgl. Brunner 2020.

ge, ob er sich vorstellen könne, warum sich seine Kolleg*innen so verhalten, meint er sofort im Brustton frustrierter Absolutheit, in dem der problematische Essenzialismus radikal rechter Politisierungen wiederhallt: »Deutsche. Keine Ahnung, ich verstehe die nicht.« Doch die Gemeinsamkeiten in Bezug auf das ganz analoge Gefühl des Unverständnisses und der Angst enden dort, wo die einen sich lediglich einer abstrakten Bedrohung ausgesetzt sehen, die anderen aber, teilweise tagtäglich, mit realen Anfeindungen, Bedrohungen und Diskriminierungen in ihrem Alltag konfrontiert sind.

Mit diesem Angstgefühl einher geht das Empfinden, sich in der Stadt nicht mehr frei bewegen zu können. Ein junger Mann von der arabischen Bildungsvereinigung meint: »Ich persönlich, bin ich zuhause drei oder vier Tage geblieben. Hatte ich Angst, in der Straße zu laufen.« Ganz ähnlich auch die Anderen: »Da kann man nicht auf der Straße gehen, weil die Nazis Ausländer schlagen«. Interessanterweise reichen die Parallelen zur radikalen Rechten hier sogar teilweise bis hin zu den Orten in der Stadt, die angeblich zu meiden sind: *das Zentrum* ist auch für unsere Gesprächspartner zum Angstraum geworden. So berichtet etwa der indische Student, dass er seit dem Sommer 2018 die Stadtmitte eher meide und sich deutlich weniger dort aufhalte als zuvor.

In die Angst mischt sich noch eine besondere Sorge um Frauen – eine weitere Parallele zwischen jenen, die (»deutsche«) Frauen einer besonderen Gefahr durch Migranten ausgesetzt sehen und denjenigen, die unter Bedingungen häufiger fremdenfeindlicher Übergriffe besonders um die Sicherheit von Frauen mit (vermeintlich sichtbarem) Migrationshintergrund fürchten. »Die Frauen bekommen diese Probleme mehr als wir«, berichtet einer der jungen Syrer. Unsere arabischen Gesprächspartner berichten von Übergriffen gegen Frauen oder sogar Mädchen mit Kopftuch, die zum Beispiel bespuckt worden seien, was sie der eigenen Aussage nach auch selbst erlebt hätten. Einer der jungen Männer reflektiert: »Manchmal ich stelle mir vor, wenn ich zum Beispiel verheiratet [wäre] und meine Frau trägt Kopftuch. Kann sie alleine in der Straße laufen oder nicht? Ich glaube, ja, abends okay, aber nach 20 oder 21 Uhr nicht.« Auch in den Augen unserer Gesprächspartner sind Frauen in besonderer Weise gefährdet.

Zusätzlich tritt noch eine ganz spezifische *Furcht vor Bewaffnung* in Erscheinung, die wiederum in der rechtsradikalen Hetze gegen sogenannte

»Messermigration«¹⁰ ihr eigentümliches Pendant findet: Als die Vertreter der arabischen Bildungsvereinigung von den Vorbereitungen zu ihrer ersten öffentlichen Veranstaltung berichten, dem »offenen Zuckerfest« (nach einer islamischen Tradition) am Karl-Marx-Monument im August 2019 nämlich, sprechen sie auch über die negativen Reaktionen auf Facebook. Pro Chemnitz hatte nämlich gegen die Aktion agitiert und die vielen Kommentare, die die jungen Männer dazu auf deren Facebook-Seite gelesen haben, seien wirklich furchtbar gewesen. Einige Vertreter der radikalen Rechten hatten sich dort sogar verabredet, um »mit Messern« das Zuckerfest zu besuchen (was durch einen im Gespräch gezeigten Screenshot des Eintrags belegt wird). Messer sind also ganz offenkundig keine Objekte, die lediglich im Lager der radikalen Rechten für Furcht sorgen.

Ganz ebenso schließlich wie viele Menschen in den radikal rechten Kommentarspalten wünschen sich unsere Gesprächspartner einfach nur eines: nämlich Sicherheit und Frieden für ein *normales Leben* – man ist sich einig: »alle wollen in Frieden leben«. Einer der jungen Männer von der arabischen Bildungsvereinigung holt aus: »Überall, egal wo. In Deutschland, in Syrien und Somalia oder in China. Was möchte eine Familie: Der Vater möchte arbeiten und möchte, dass seine Kinder zur Schule gehen und in Frieden leben. Und auch die Familien in Chemnitz. Einfach (lacht), einfach so.« Über die schlichte Banalität dieser Feststellung muss der Sprecher lachen. Und noch im leichten Anklang des Patriarchalen in diesen Sätzen, dem wir auch in radikal rechten Äußerungen wiederholt begegnen, offenbaren sich Berührungspunkte, deren sich Vertreter*innen der radikalen Rechten kaum bewusst sein dürften. Auf diese Weise eint das (zumindest in Teilen) kongruente Erleben der Geschehnisse im Sommer 2018 die Chemnitzer*innen über alle Gruppierungen und Kontexte hinweg, macht sie gewissermaßen zu einer Schicksalsgemeinschaft wider Willen. Dagegen ist die reale Bedrohung, die aus dem Geschehenen resultiert, in der Tat sehr ungleich verteilt.

10 <https://www.tagesschau.de/faktenfinder/messer-kriminalitaet-103.html> (letzter Abruf: 02.08.2021).

6.2 Sichtbares und Unsichtbares

Für Beck lauert die Gefahr im Unsichtbaren.¹¹ Industriegesellschaftliche Schadstoffe machen das Leben ja gerade deshalb so riskant, weil sie oft nicht sichtbar sind und sich daher der Wahrnehmung entziehen. In der Folge grassiert die verunsichernde Erfahrung, dass etwas im Alltag nicht sichtbar, hörbar, riechbar oder schmeckbar sein kann – und möglicherweise trotzdem giftig ist. Hinter der sichtbaren Welt, zu der wir unmittelbaren Zugang haben, scheint sich also wieder einmal eine geheimnisvolle, unsichtbare Sphäre zu verbergen. Diesmal handelt es sich dabei jedoch nicht um eine Sphäre von »Göttern und Dämonen«, sondern der »gefährliche[n], feindliche[n] Wirkstoffe«.¹²

Im Falle der Politisierungen, die wir in Chemnitz beobachten können, ist das fast schon umgekehrt: (Politische) Risiken verteilen sich hier sehr stark entlang von Sichtbarkeiten. Wir selbst hatten ja, vor allem zu Beginn unserer Streifzüge durch die Stadt, auf Sichtbares gelauert¹³ – auf optische Zeichen radikal rechter Politisierungen nämlich, wie man sie zum Beispiel an bestimmten Kleidungsstücken festmachen kann. Wo es um die Politisierung von Migration geht, entzünden sich Konflikte hingegen häufig an *askriptiven Merkmalen*, werden Grenzen zwischen Kollektiven entlang von Haut-, Haar- und Augenfarbe gezogen. Anders als im Falle von Kleidung – die ja Gegenstand der individuellen Entscheidung ist – lässt das Askriptive keinen systematischen Schluss auf Weltanschauung oder politische Haltung zu; ein solcher Schluss muss erst aktiv durch einen essenzialisierenden Blick erzeugt werden.

Es gehört mittlerweile zu den soziologischen Grundeinsichten, dass Sichtbarkeit mit *Macht* in engem Zusammenhang steht.¹⁴ Im Medium des Sichtbaren können wir unsere eigene Dominanz und Überlegenheit behaupten – sei es ganz offen mittels Insignien der Macht (Krone, Reichsapfel, Amtskette, sichtbar getragene Waffen beispielsweise), oder viel subtiler durch einen distinktierten Lebensstil (etwa mit teurem Fahrrad, maßgeschneidertem Anzug oder Designermöbeln).¹⁵ Sichtbarkeit kann auch als wichtiges

11 Beck 1986: 96ff.

12 Ebd.: 97.

13 Siehe Kapitel 2.2.

14 Foucault 1977.

15 Veblen 1958; Bourdieu 2013.

Mittel der Kontrolle dienen: Wer sehen kann, wo sich andere Menschen bewegen, was sie tun und mit wem sie verkehren (aktuelle Stichworte dazu wären etwa öffentliche und digitale Überwachung), der verfügt über enorme Machtressourcen. Schließlich kann sich an Sichtbarem aber auch Abwertung, Ausgrenzung und Unterdrückung kristallisieren – das gilt für den Schulhof ebenso wie es in einer Stadtgesellschaft gelten kann. Das Aufschlüsseln der *Strukturen der Sichtbarkeit* ist also ein wichtiges Moment soziologischer Aufklärung.

Grob lassen sich zwei Methoden unterscheiden, um gesellschaftlichen Sichtbarkeitsstrukturen auf die Spur zu kommen. Bei der ersten dieser beiden Methoden geht es um die *Rekonstruktion von Choreografien des Sichtbaren* – die zugrunde liegende Frage lautet: Was sagen visuell erfahrbare Differenzierungen im öffentlichen (und privaten) Raum über soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Machtverteilungen aus? Wer hält sich also wann wo und wie und mit wem auf, vor welchen Orten wird Halt gemacht und warum? In Chemnitz erlebt man solche Choreografien sichtbarer Differenz schon, wenn man sich – wie wir es arbeitsbedingt regelmäßig tun – einfach in die Trambahn vom Hauptbahnhof in Richtung Universitätscampus setzt. Denn je mehr sich die Bahn dem Campus nähert, desto stärker ändert sich die Zusammensetzung der Passagiere. Die Mitreisenden werden jünger, es steigen verstärkt Leute mit augenscheinlich asiatischem bzw. speziell indischem Migrationshintergrund zu, Unterhaltungen werden jetzt zunehmend auch auf Englisch geführt. Einmal am weitläufigen, betondominierten Universitätsgelände angekommen, wirkt die Stadt wie eine andere. Hier eröffnet sich eine überraschend kosmopolitische Welt, die aber eigentümlich segregiert bleibt vom Rest der Stadt. Derartige Beobachtungen ließen sich fortführen, um auf soziale Schwellen und Mechanismen gesellschaftlicher Exklusion zu schließen. Eine visuelle Methode, die auf sichtbare Differenz scharf stellt, lässt sich derart in progressiver Weise einsetzen.¹⁶

Doch diese erste Methode birgt auch Gefahren, denn sie neigt zugleich dazu, jene problematischen Sehgewohnheiten zu reproduzieren, die äußerliche Merkmale unmittelbar mit sozial relevanten Unterschieden gleichsetzen. Wenn das geschieht, wird das Verfahren regressiv. Daher setzt die zweite Methode zur Untersuchung gesellschaftlicher Sichtbarkeitsstrukturen – man könnte sie als Methode der *Dekonstruktion habitualisierter Praktiken des Sehens* bezeichnen – anders an. Die Frage, der man sich mit ihr stellt, lautet nun: Wie

16 Vgl. z.B. Hawthorne 2019; Alcoff 2021.

werden durch bestimmte (und kontingente) Praktiken des visuellen Wahrnehmens und der optischen Unterscheidung soziale Ungleichheiten produziert und verfestigt? Denn auch das Sehen ist – wie jede andere Art der Wahrnehmung – nicht schlicht objektiv gegeben, sondern gesellschaftlich geformt. Das heißt: Was man in einer Situation sieht, ist nicht nur abhängig von jener Situation selbst, sondern zugleich von gesellschaftlich beeinflussten Sehgewohnheiten. Ein und dieselbe Situation kann demnach von unterschiedlichen Beobachter*innen unterschiedlich gesehen werden.¹⁷ Und die Bewertung ein und derselben Situation kann äußerst unterschiedlich ausfallen, ändert sich nur das Aussehen ihrer Protagonist*innen. In Chemnitz ist uns ein äußerst aufschlussreiches Beispiel genau dafür untergekommen.

Folgendes Bild: Es ist ein schöner, warmer Sommertag in der Stadt. Wir befinden uns mitten im Zentrum, direkt vor dem Roten Turm. Ein Baum spendet dem ansonsten typisch beton- und kiesgrauen Platz ein wenig Grün und etwas Schatten. Unter seinen Blättern hat sich ein Grüppchen junger Leute um die zwanzig (gut dreißig an der Zahl sind es etwa) um eine Hand voll Tischkicker-Stationen versammelt, die jemand dort aufgebaut hat. Die meisten der jungen Leute tragen T-Shirts und lange Hosen, manche ganz in hellen Farben, andere eher dunkler, hier und da blitzt etwas rot und grün hervor. Die auffälligsten Accessoires sind schlichte Schul- oder Freizeitricksäcke, die manche der Anwesenden entweder noch auf dem Rücken tragen (als würden sie gleich wieder aufbrechen) oder gegen die Beine der Tischkicker gelehnt haben. Die Szenerie wirkt entspannt, die meisten sind eifrig über das Spiel gebeugt, die Kickerstangen fest in der Hand; einige stehen aber auch einfach um die Szene herum, beobachten die anderen beim Spielen und unterhalten sich. Ein kleines, eigens aufgebautes Pavillon-Dach in schwarz wirft noch ein wenig zusätzlichen Schatten.

Ein Foto genau dieser Szene löst auf der Facebook-Seite von Pro Chemnitz – »Bilder sagen mehr als tausend Worte!« – große Empörung aus, Wut-Emojis dominieren (über 150 Follower*innen reagieren entsprechend).¹⁸ Das sommerlich-friedliche Kickerevent im Chemnitzer Zentrum wird zu einem

17 Die Diskrepanz bei der Beschreibung und Bewertung von sozialen Ereignissen kann im Rahmen digitaler Öffentlichkeiten besonders dramatische Züge annehmen, wie Henning Laux und Marco Schmitt in ihrer Twitter-Studie über einen gewaltsamen Zusammenprall zwischen Einheimischen und Geflüchteten in der sächsischen Stadt Bautzen herausgearbeitet haben (Laux/Schmitt 2018).

18 Post vom 30. Juli 2019 auf der Facebookseite von Pro Chemnitz.

Stein des Anstoßes für Wut, Häme, Hass und Verachtung, denn die Abgebildeten sind vordringlich schwarzhaarig, dunkelhäutig und männlich (außerdem wurde das Event vom Alternativen Jugendzentrum – ein Chemnitzer Akteur mit »antifaschistische[m], antirassistische[m] und antisexistische[m] Anspruch«¹⁹ – organisiert). Die in den Kommentaren darunter abzulesende Empörung speist sich vor allem aus drei Interpretationsrichtungen. Erstens wiederholen sich Zuschreibungen von Faulheit und Schmarotzertum: »Sollten die nicht in Deutschkursen sitzen oder arbeiten, wie wir das auch für unser Geld tun? Wer kann vormittags schon daddeln...«. Zweitens macht man sich mit Blick auf die teilweise kräftig wirkenden jungen Männerkörper über das Narrativ der Hilfsbedürftigkeit Geflüchteter (insbesondere geflüchteter Minderjähriger) lustig: »Ja spielen wollen sie die 30-jährigen Kinder... [sic!]«. Drittens schließlich wird das Foto paradoxerweise als weiterer Beleg für die Bedrohlichkeit des Chemnitzer Zentrums im Speziellen ebenso wie der »Ausländer« im Allgemeinen interpretiert: »Ich gehe ungern in die Stadt vor allem zentralhaltestelle!! [sic!]«, bekennt eine Kommentatorin unter dem Post. Und eine andere raunt ganz unverhohlen rassistisch: »Mit denen kann man doch garnicht kickern, wenn der verliert.... musst noch gefasst sein, ein Messer im Rücken zuhaben [sic!]«. Wenn es um Menschen mit Migrationshintergrund geht, scheint es fast schon gleichgültig zu sein, was Pro Chemnitz postet – ob friedliche oder gewalttätige Szenen – um ein Bedrohungsgefühl zu erzeugen und das Narrativ der existenziellen Krise des Abendlandes zu untermauern, reicht bereits die reine Präsenz der sichtbaren äußeren Differenz.

Hier zeigt sich der folgenreiche Zirkelschluss, der einem derartigen Blick auf die Wirklichkeit inhärent ist: Der reine Anblick des nach äußerlichen Merkmalen Fremden evoziert selbstevident erscheinende (also keiner weiteren Begründung bedürftige) Gefühle der Bedrohung, die ein zuvor bereits bestehendes Bedrohungsempfindens weiter zu bestätigen und zu stützen scheinen. Das Sehen wird zu einer zentralen Praktik eines sich selbst stützenden und selbst verstärkenden Weltbildes, das kaum noch hinterfragbar ist. Wie etwa die Rassismustheoretikerin Linda Martín Alcoff schreibt: »Die scheinbare Offensichtlichkeit von Unterschieden – die Betonung von Haartyp, Nasenform und Hautfarbe, ist [...] eine erzeugte Offensichtlichkeit.«²⁰ In der Folge werden solche auf vermeintlich Offensichtliches abstellende Praktiken des Sehens umgekehrt gerade selbst zu einer Bedrohung für Menschen mit

19 <https://ajz-chemnitz.de/das-ajz.html> (letzter Abruf: 02.08.2021).

20 Alcoff 2021: 91.

askriptiven Merkmalen wie einer dunkleren Haut- oder Haarfarbe. Für sie nimmt das Risiko zu, dem sie im Alltag ausgesetzt sind – die Risikoverteilung differenziert sich entlang von Sichtbarkeiten.

6.3 Drei disparate Perspektiven auf die Stadt

Doch obwohl sich das Risiko, Opfer verbaler oder physischer Gewalt zu werden, für unsere Gesprächspartner – also die drei Vertreter der islamischen Gemeinschaft, die drei Mitglieder der arabischen Bildungsvereinigung und den indischen Studenten – nach den Ereignissen im Sommer 2018 mit ziemlicher Sicherheit in ähnlicher Weise erhöht hat, unterscheidet sich ihre Perspektive auf Chemnitz sehr stark. Wir schildern im Folgenden die drei disparaten Perspektiven, die uns in den Interviews begegnen – nicht mit dem Anspruch auf Vollständigkeit, sondern vielmehr im Ansinnen, die singuläre Kategorie der »Ausländer« mithilfe dieser Beispiele zu dekonstruieren. Folgende Perspektiven möchten wir also kurz skizzieren: die unbeirrte Identifikation mit der Stadt (1), das ausweglos scheinende Gefangensein in einer schlechten Wirklichkeit (2), und den zutage tretenden Gestaltungswillen im Ringen um eine bessere Zukunft (3).

(1) *Die unbeirrte Identifikation mit der Stadt.* Der indische Student liebt Chemnitz. Er sagt es genau so, nur auf Englisch: »I love Chemnitz«, gleich zu Beginn unseres Interviews. Und er schiebt hinterher: »Ich liebe die Menschen hier.« Am Anfang, als er aus seinem Heimatland in die Stadt gekommen sei, habe er sich noch etwas einsam gefühlt. Das sei aber schnell vorbei gewesen, denn wenn man nur wolle, dann könne man hier sehr schnell Anschluss finden. Damit meint er vor allem das universitäre Umfeld, das seinen Lebensmittelpunkt bildet und das er als »absolut international« charakterisiert – seine Beschreibungen passen sehr gut zu dem Gefühl, das man eben hat, wenn man (wie zuvor geschildert) auf den Campus kommt. Für ihn ist Chemnitz eine »kleine, friedliche Stadt«, die er liebt, weil er sich mit ihrer Universität und dem Leben in ihr und um sie herum identifiziert: »Das ist meine Universität, das ist unsere Universität.«

Umso konsternierter ist er eben, als er im Sommer 2018 von den Komiliton*innen hört, was in Chemnitz passiert ist. Das passt nun gar nicht zu dem Bild der Stadt, das er bisher hatte: Angst und Polizei auf einmal überall? Das ist nicht das Chemnitz, wie er es kennt. Und es scheint auch nicht das

Chemnitz zu sein, in das er zwei Monate später, zu Beginn des neuen Semesters, wieder zurückkehrt: Ja, es habe wohl gewisse Veränderungen gegeben, aber für ihn, für seinen Alltag, habe das eigentlich keinen großen Unterschied gemacht. Für ihn sei dann alles wieder »completely cool«, also absolut in Ordnung, gewesen. Mit seinen Augen betrachtet erscheinen »die Ereignisse« im Rückblick als etwas absurde und unwirkliche Episode, ein Ausreißer, der nicht so recht zum eigentlichen Charakter der Stadt passen will.

Wenn in der Öffentlichkeit über die Situation der Migrant*innen in Deutschland die Rede ist, dann steht meistens – nachvollziehbarerweise – die Angst angesichts der zunehmenden rechtsradikalen Bedrohung im Vordergrund, die tatsächlich ja auch uns in den Gesprächen immer wieder greifbar entgegenschlägt. Aus dem Blick gerät dabei allerdings ein wenig die Differenziertheit der Lebensgefühle von Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland, reduziert sie auf die Angst, die sich so gut zur Illustration der inhumanen Folgen rassistischen Denkens einsetzen lässt. Dabei ist die Reaktion des indischen Studenten auf »die Ereignisse« gar nicht so außergewöhnlich, wie wir an anderer Stelle bereits erfahren haben²¹ – statt mit Horror reagiert er mit ungläubigem Staunen auf die gefühlte Absurdität des Geschehens. Dahinter steht möglicherweise auch die Überzeugung, dass es nach den Ereignissen (wie uns ein junger Mann mit russischem Migrationshintergrund bereits ein paar Tage zuvor am Hauptbahnhof verraten hat) »ja nicht die ganze Zeit so weiter gehen« konnte. »Die Ereignisse« erscheinen als eine Abweichung vom Normalen, als Ausbruch aus dem üblichen Gleichgewicht, nach dem eine Rückkehr zur unaufgeregten städtischen Homöostase die natürliche Entwicklung ist. Die Möglichkeit einer tatsächlichen drastischen Änderung des Status quo scheint nicht im Bereich des Denkbaren zu liegen.

In seinem Alltag hat sich für den indischen Studenten jedenfalls kaum etwas geändert – lediglich der eigene Aktionsradius hat sich etwas reduziert: Er geht nicht mehr so selbstverständlich wie bisher ins Zentrum, und während rechtsextremer Demonstrationen bleibt er eben zuhause. Aber auch das scheint er nicht wirklich als große Beeinträchtigung zu erleben – schließlich sei das ja in anderen Großstädten der Welt auch so, auch dort gebe es bestimmte Gegenden, die man eben meiden müsse. Für den Studenten ist das offenbar kein großes Problem.

21 Siehe Kapitel 5.2.

Daher gelangt er letztlich zu dem Fazit: »Das Studentenleben in Chemnitz ist einfach super, das würde ich so sagen.« Er kann daher das schlechte Image, das öffentlich von seiner Wahlheimat kursiert, nicht nachvollziehen, er kritisiert auch ganz klar die Medien: Als er im Herbst 2018 aus Indien zurückgekehrt sei, da habe man hier »nichts mehr« bemerkt, und »immer noch konzentrieren sich die Medien nur auf das Schlechte«. Er betont dabei, dass er nicht sagen wolle, dass nichts Schlechtes in der Stadt geschehen würde. In unserem Gespräch plädiert er lediglich dafür, einen differenzierteren – und damit in seinen Augen wohl wahreren – Blick auf die Stadt zu werfen.

(2) *Die ausweglose Gefangenschaft in einer schlechten Wirklichkeit.* Ein größerer Kontrast als derjenige zwischen dem indischen Studenten und den beiden syrischen Geflüchteten, die wir (gemeinsam mit einem älteren türkischen Mann, der sich aber vergleichsweise wenig zu Wort meldet) als Vertreter der islamischen Gemeinschaft interviewt hatten, lässt sich erst einmal schwer denken. Ganz anders als der Student sind sie der Meinung, dass sich Chemnitz und seine Menschen durch den Sommer 2018 dauerhaft und fühlbar verändert haben, und zwar sehr zum Schlechten. Hätte man zuvor noch hier und da einen netten Kontakt zu Deutschen gehabt, sei das nun fast nicht mehr möglich. Ihre Einschätzung lautet: »Die haben alle so Angst bekommen. [...] Die sind alle gegen Ausländer, viele Leute in dieser Zeit sind gegen Ausländer geworden – jetzt fast alle.«

Diese Einschätzung schlägt sich nieder in der Feststellung, dass man nun noch vorsichtiger sein müsse als zuvor ohnehin schon der Fall, wenn man sich in der städtischen Öffentlichkeit bewege – es stehe »nicht fifty-fifty, sondern achtzig-zwanzig«, dass etwas passiere. Und tatsächlich berichten sie selbst, ausführlich und detailliert, von mehreren gewalttätigen Übergriffen, von denen sie nicht nur gehört haben, sondern die ihnen selbst widerfahren sind. Sie erzählen von Attacken im öffentlichen Raum, von prügelnden »Nazis« (die sich mit dem Akzent des einen der beiden viel netter anhören, wie »Nasis« nämlich), aber auch durch die Polizei, immer wieder durch die Polizei. Und auch dort, wo eigentlich ein Schutzraum sein sollte, in den Flüchtlingsunterkünften (die beiden sind als unbegleitete minderjährige Geflüchtete nach Deutschland gelangt), ist beiden laut eigener Schilderung Gewalt widerfahren.

Einer der beiden erzählt von einer besonders drastischen Begebenheit: Eines Tages, es sei bereits Abend gewesen, habe er auf einmal höllische Kopfschmerzen bekommen. Es sei so schlimm geworden, dass er die Betreuung

vor Ort gebeten habe, einen Arzt zu rufen oder ihn ins Krankenhaus zu bringen. Die Betreuung hätte ihm aber nicht geglaubt. Er vermutet im Gespräch mit uns, dass diese Person auch »ein bisschen Nasi« gewesen sei. Er bekommt jedenfalls zur Antwort, dass er Ruhe geben und bis zum nächsten Tag warten solle. Daraufhin sei er zurück in sein Zimmer gegangen, aber die Schmerzen seien immer noch stärker geworden. Also habe er, wie er es ausdrückt, »ein bisschen Stress gemacht«, in seiner Verzweiflung habe er den Kopf gegen die Wand geschlagen. Daraufhin hätte die Betreuung nicht etwa einen Arzt oder einen Krankenwagen, sondern die Polizei gerufen. Zu dritt seien die Polizisten dann zu ihm gekommen, hätten ihn gefragt »warum machst du Stress hier?« Sie hätten ihm auch mit Gefängnis gedroht, wenn er nicht aufhöre. Sie hätten immer weiter auf ihn eingeredet, aber er habe doch derart Kopfschmerzen gehabt, er habe nicht mehr zuhören können. Also hätte er irgendwann angefangen zu schreien. Daraufhin hätten die Polizisten ihn nach unten gedrückt und am Fuß über den Boden geschleift. Jetzt aber seien die Kopfschmerzen so schlimm gewesen, dass er nicht mehr richtig sehen konnte. Die Polizisten, die wohl gemerkt hätten, dass etwas wirklich nicht in Ordnung ist, hätten ihn dann zur Dusche geschleift und unter das Wasser gehalten. Endlich hätten sie ihn hinterher in ein Krankenhaus gefahren, wo er wegen der Kopfschmerzen zwei Tage behandelt wurde. Die Polizei sei die gesamte Zeit über dortgeblieben und habe ihn hinterher auch noch einer Art Verhör unterzogen: Er »mache die Betreuerin ängstlich«, warum er das denn mache? Dabei habe er doch nur Kopfschmerzen gehabt.

Sie berichten noch von einigen weiteren konkreten Vorfällen von Polizeigewalt – von ungerechtfertigten Schlägen im verdunkelten Einsatzwagen nach Kontrollen auf offener Straße, von grundloser Aggressivität ihnen gegenüber, die dazu führt – das reflektiert einer der beiden ganz offen –, dass sie selbst nicht mehr ruhig bleiben können: »Da bin ich auch aggressiv geworden.« Wieder folgen Schläge. Als wir uns erkundigen, ob sie diese Vorfälle denn bei irgendeiner Stelle gemeldet haben, die ihnen helfen könnte, erwidern die beiden sofort, gleichzeitig und einstimmig: »Die glauben es uns nicht.« Vor Gericht hätten sie das zum Beispiel schon einmal angegeben, aber ohne Erfolg. All dies sind Dinge, die man als Zuhörer*in mit einem gewissen Vertrauen in die staatlichen Institutionen in Deutschland am liebsten nicht glauben würde. Doch dass solche Vorwürfe vermutlich nicht aus der Luft gegriffen sind, darauf deuten die Ergebnisse einer jüngst veröffentlichten Stu-

die zu Polizeigewalt hin.²² Und auch in den Opferberatungsstellen türmen sich ähnliche Geschichten.²³

Die Erzählungen von gewalttätigen Übergriffen drehen sich zwar immer wieder um die Polizei, doch die beiden jungen Männer kommen dennoch zum Schluss: die radikal Rechten seien schlimmer. Durch sie sehen sie sich, insbesondere abends und nachts, einer permanenten Bedrohung ausgesetzt. Sie sind erkennbar desillusioniert, fühlen sich gefangen in einer Wirklichkeit, der sie am liebsten entkommen würden – so sehr der indische Student Chemnitz anscheinend schätzt, so unwohl fühlen sich die beiden syrischen Männer in der Stadt. Immer wieder fallen Sätze wie etwa die Feststellung, in Chemnitz sei es »schwierig zu leben«, oder »ich fühl' mich nicht so gut hier«. Sie gipfeln in der drastischen Aussage, dass man aufgrund der geschilderten Verhältnisse manchmal das Gefühl habe, »das ist kein Deutschland«, sondern man befinde sich in Chemnitz »irgendwo in arabische[n] Länder[n], die sind ganz Scheiße«.

Doch dieses Bild haben sie, wie eben angeklungen, durchaus nicht von ganz Deutschland, und ebenso wenig von der gesamten deutschen Polizei. Dem steht die greifbare Utopie eines ganz anderen Deutschlands gegenüber, einer freundlichen, lichten und glücklichen Bundesrepublik – eines Ortes, den einer der beiden kennt, weil er dort Verwandte hat und diese bereits besuchen konnte. Die Utopie hat einen eher unvermuteten Namen: sie heißt Würzburg. Dort seien die Menschen freundlich, auch gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund, dort würde man herkunftsunabhängig ohne Probleme nebeneinander und miteinander leben. Sogar die Polizei in Würzburg sei freundlich und gut – »die lachen, die machen Spaß«. Unter anderem, weil sich hier auch unter den Polizist*innen Personen mit Migrationshintergrund befänden. In Chemnitz habe man hingegen »noch nie einen ausländischen Polizisten« gesehen. Lachend resümiert der junge Mann mit Verbindung nach Würzburg: Zu seinen Verwandten sage er immer »ihr wohnt wie im Paradies, wir wohnen wie im Grab«. Doch das Paradies ist für ihn unerreichbar, er darf nicht dorthin umziehen, er muss in Chemnitz – in der Stadt, die ihm als Grab erscheint – bleiben.

Im Laufe des Gesprächs wird schließlich deutlich, dass sich die beiden jungen Männer selbst nicht gegen die radikale Rechte engagieren. Sie wis-

22 Abdul-Rahman et al. 2020.

23 <https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-journal/deutschland-rassismus-polizei-arbeit> (letzter Abruf: 21.12.2021)

sen zwar, dass es auch in Chemnitz Menschen gibt, »die mit Ausländer[n] sind, gegen die Rechten sind«. Sie heißen die Demonstrationen gegen rechts-radikale Politisierungen gut, denn: »Rassisten will niemand haben. Weil wo die Rassisten sind, dort ist Problem. [Die] Historie hat [es] gezeigt, jetzt [ist es] auch so. Und jetzt im Europäischen Parlament auch sind [es] mehr geworden.« Sie sind also erkennbar mit bestimmten Argumentationsmomenten und Begriffen der Gegenbewegungen vertraut. Und sie glauben auch zu wissen, dass die islamische Gemeinschaft, der sie angehören, sich auf irgendeine Weise gegen die radikale Rechte engagiert – nähere Fragen dazu können sie allerdings nicht beantworten. Doch, und das haben sie mit vielen Deutschen gemein, sie wollen sich gar nicht in dieser Weise politisch exponieren (und durchaus auch handfesten Gefahren aussetzen, wie die vorherigen Schilderungen andeuten): »Ja, weil ich will keine Probleme haben, ich will nicht Stress, ich will gar nicht, ich will einfach meine Ruhe«. Auch bei ihnen zeigt sich wieder die Sehnsucht nach der banalen Utopie des Normalmenschlichen,²⁴ die alle Menschen ohne eigene Anstrengung im guten Zusammenleben vereint.

(3) *Gestaltungswille im Ringen um eine bessere Zukunft.* Weil sie genau dies nicht glauben, wählen die jungen Männer, mit denen wir als Vertreter des gerade in Gründung befindlichen arabischen Bildungs- und Kulturvereins sprechen, einen anderen Weg. Seit einigen Jahren setzen sie sich nun schon öffentlich dafür ein, Kinder und Jugendliche in der Schule zu unterstützen und ihnen so die Integration zu erleichtern. Auf diese Weise begleiten laut eigenen Aussagen zum Zeitpunkt des Gesprächs etwa 35 Mitglieder der Vereinigung ca. 200 Schüler*innen. Weitere 100 Schüler*innen befänden sich auf der Warteliste, da es derzeit nicht genug Raum und Personal gebe, um alle zu betreuen. Die Helfer*innen wiederholen mit den Kindern nach der Schule den Unterrichtsstoff, mal auf Deutsch, mal auf Arabisch – wie es eben am besten klappt, die entsprechenden Inhalte zu vermitteln. Räume dafür werden von der Caritas und anderen wohltätigen Organisationen zur Verfügung gestellt, die die Aktivitäten des jungen Vereins in spe auf diese Weise unterstützen.

Als Motivation geben die drei jungen Männer, von denen zwei bei der Gründung der Vereinigung beteiligt waren, an: »Wir möchten zur Integration mehr beitragen. [...] Die Stadt, also die Regierung, hat uns als Flüchtlinge viel unterstützt. Aber es gibt noch was, das fällt etwas aus.« Und das, was

24 Siehe Kapitel 2.5.

bisher bei der staatlichen Unterstützung noch »etwas ausfällt«, also fehlt, ist eben die intensivere Hilfe in Bildungssituationen, und genau hier sieht die Bildungsvereinigung ihre Aufgabe. Dabei haben die jungen Engagierten offenbar im Gespräch das Bedürfnis, sich von Anfang an klar abzugrenzen – von sich aus, ohne, dass wir etwas in diese Richtung angedeutet hätten, meinen unsere Gesprächspartner: »Religion ist bei uns verboten, es geht nur um Integration und Kultur«. Doch die jungen Männer haben noch mehr vor: Sie wollen nicht nur Kindern und Jugendlichen in der Schule helfen, es geht auch um »mehr Kontakt mit den Deutschen«, um kulturellen Austausch. »Wir wollen so [etwas] wie [eine] Brücke bauen zwischen uns und [den] Deutsche[n]. Und das dauert.«

Bemerkenswert erscheint uns in diesem Gespräch immer wieder, was sich bereits in dem letzten kurzen Satzchen – »Und das dauert« – andeutet: das hohe Reflexionsniveau, das sich eben beispielsweise in der Einsicht zeigt, dass Integration und kulturelle Annäherung Prozesse sind, die nicht von heute auf morgen gelingen können. Konsequenz nehmen sie eine distanzierende und differenzierende Metaperspektive ein – gegenüber der eigenen Situation als Migranten in Deutschland, gegenüber den Vorbehalten und Vorurteilen, die ihnen vonseiten derjenigen entgegenschlagen, die schon länger in der Stadt sind, aber auch in Bezug auf das Leben in der Stadt insgesamt.

Obwohl sie selbst häufig im Alltag rassistischen Übergriffen und Mikrorassismen²⁵ ausgesetzt sind (körperliche Gewalt haben die drei Geflüchteten dagegen persönlich noch nie erlebt) – »verbal, ja, jede Woche oder jeden Tag« – und uns auch von konkreten Szenen (beispielsweise bei Busfahrten) berichten, folgt für sie daraus weder Resignation noch die Abwendung von der Stadt oder die innere Emigration aus Deutschland. Vielmehr versuchen sie selbst, die Perspektive »der Deutschen« einzunehmen und zu begreifen, was in deren Köpfen vor sich geht, um auf diese Weise jene Perspektive geraderücken zu können. Sie reflektieren darüber, dass »viele deutsche Leute denken, hier [also unter den Geflüchteten] sind nur böse Menschen oder [sie] kommen aus einer anderen Welt«. Demgegenüber wollen sie zeigen, »dass wir auch normale Menschen sind – wir tanzen, wir hören Musik... Viele Deutsche denken, dass wir immer zuhause zum Beispiel beten, oder wir sind IS-Kämpfer.« Dem wollen sie sich entgegenstellen und auf dem Wege des kulturellen Austauschs – zum Beispiel bei dem oben bereits erwähnten, von ihnen selbst organisierten öffentlichen Zuckerfest – ein anderes Bild vermitteln.

25 Sue et al. 2007.

Dabei sind sie sich der Irrationalität der Alltagswahrnehmung bewusst, die ihrem Vorhaben entgegensteht. Wenn »zum Beispiel hundert Flüchtlinge etwas Gutes machen, aber nur ein Flüchtling macht etwas Böse[s]«, dann müsse man sofort wieder bei »null« anfangen, sofort wären wieder alle Geflüchteten unter Generalverdacht. Nach den Ereignissen von 2018 sei das besonders schlimm gewesen. Gleichzeitig wird hier ersichtlich, dass unsere Gesprächspartner nicht nur einen reflektierenden Blick auf »die Deutschen« werfen (die kategorial-kategorische Abgrenzung zwischen »den Ausländern« und »den Deutschen« wird im Gespräch im Übrigen nicht grundsätzlich hinterfragt). Sie sind sich natürlich bewusst, dass es auch unter Geflüchteten Probleme gibt – es gibt eben diesen »einen von hundert«, bei dem etwas schief läuft, und auch dem muss man sich ehrlich stellen. So empören sich alle drei beispielsweise sehr über Drogenprobleme, die sie immer wieder unter Jugendlichen – »Teenies, Deutsche oder Araber« – beobachten. Einer berichtet, er habe selbst zwei oder drei Bekannte, die »immer Haschisch oder Marihuana« bei sich haben, »immer«. Sie fragen sich, warum hierauf nicht ausreichend reagiert wird (von staatlicher Seite aus vermutlich), so etwas habe doch »schlimme Konsequenzen«. Und selbst nach dem Tötungsdelikt im Sommer 2018 (für das zunächst drei Geflüchtete verantwortlich gemacht werden²⁶) wollten sie, das entnehmen wir der Schilderung ihrer Reaktion auf den Vorfall, nicht tatenlos danebenstehen: »Und wir haben versucht, auch andere Leute zu fragen, ob jemand kennt diese drei Männer, hm? Weil, wenn wir diese drei Männer kennen, dann könnten wir mit ihnen erstmal sprechen. Oder zur Polizei gehen und mitnehmen. Ah, bitteschön, hier [sind] die drei Kriminelle[n]. Weil niemand sagt: Okay, ja, das ist mir egal.«

Auf der Basis einer derart differenzierenden Metaperspektive kommen die drei gestaltungswilligen jungen Männer in Bezug auf die gegenwärtige Situation in Chemnitz schließlich zu einem anderen Ergebnis als die beiden jungen Syrer, von denen wir zuvor berichtet hatten. Ja, natürlich, zuerst hätten nach »den Ereignissen« alle Angst gehabt. Viele seien auch »umgezogen und viele möchten noch umziehen, aus Chemnitz«. Aber jetzt, fast ein Jahr danach, hat sich die Situation aus ihrer Sicht normalisiert. Als wir fragen, ob sie eine Veränderung in der Stadt feststellen können, überlegen alle

26 Bspw.: <https://www.welt.de/politik/deutschland/article181416508/Daniel-H-erstochen-Haftbefehl-gegen-dritten-Tatverdaechtigen-in-Chemnitz.html> (letzter Abruf: 02.08.2021).

drei zunächst lange. Während sich dann einer dafür entscheidet, »keine Veränderung« ausmachen zu können, gibt ein zweiter die vielleicht ehrlichste Antwort, die man auf eine solche Frage geben kann: »Ich kann keine Antwort geben.« Und so kommen sie letztlich zu dem Schluss, dass das Leben in Chemnitz wie in jeder anderen Stadt auch ist:

»Jede Stadt hat Vorteile und Nachteile, und bis jetzt die Vorteile von Chemnitz sind mehr als die Nachteile, ja? Die Stadt ist klein und ruhig, es gibt böse Leute und auch, demgegenüber, gibt es freundliche, sehr freundliche Leute, ja. Für uns als Flüchtlinge das Problem ist, eine Arbeit zu finden. Würde ich hier eine Arbeitsstelle in Chemnitz finden, dann ziehe ich nicht um. Aber das ist meine eigene Meinung.«

6.4 Im (Stadt-)Zentrum: die Selbstproduktion von Risiken

Für einen Teil der Chemnitzer*innen – und sie stehen nicht notwendig am rechten Rand des politischen Spektrums –, mit denen wir sprechen und von denen wir lesen, ist das Stadtzentrum zu einem mit Angst besetzten Raum geworden. Sie meide das Zentrum mittlerweile, erzählt uns eine Bekannte, ebenso wie viele andere aus ihrem Freundes- und Bekanntenkreis. Es sei ihr einfach zu unsicher dort, gerade mit kleinem Kind, Kriminalität sei zu sehr an der Tagesordnung. Bewohner*innen fürchten sich also vor Kriminalität, Menschen mit Migrationshintergrund fürchten sich vor rassistischen Übergriffen in der Stadtmitte, und in rechtsradikalen Filterblasen des Internets werden teilweise apokalyptische Zustände beschworen: Horden von arabischen Männern, die sich und allen, die ihnen in die Quere geraten, des Nachts, ausgerüstet mit Krummsäbeln, vor dem Karl-Marx-Monument Straßenschlachten liefern. Hinweise auf eine im Vergleich zu anderen Städten ähnlicher Größenordnung eher unauffällige Kriminalitätsrate und auf abnehmende Zahlen im Bereich der Gewaltdelikte in den vergangenen Jahren fruchten nicht (oder werden nicht geglaubt) – das wirkmächtige Zerrbild des Stadtzentrums als rechtsfreiem Raum hat sich in den Köpfen festgesetzt.

Es ist eine alte soziologische Einsicht: Wenn wir an einen bestimmten Sachverhalt glauben, wird er in seinen Auswirkungen real.²⁷ Dieser Mecha-

27 Das so genannte »Thomas-Theorem« besagt: »If men define situations as real, they become real in their consequences.« (Thomas/Thomas 1970: 572).

nismus – übrigens eine Form von nicht intendierten Nebenfolgen²⁸ – liegt beispielsweise auch der selbsterfüllenden Prophezeiung zugrunde: Wenn hellhäutige, hellhaarige Chemnitzer*innen das Stadtzentrum zunehmend meiden, weil sie meinen, dass sich dort zu viele dunkelhäutige, schwarzhaarige Mitbürger*innen aufhalten, dann helfen sie damit selbst das Ergebnis zu produzieren, vor dem sie sich fürchten – eine Stadtmitte nämlich, in der sich nun verhältnismäßig weniger hellhäutige und mehr dunkelhäutige Menschen aufhalten.

Diesen Prozess der Selbstproduktion einer Wirklichkeit a posteriori, von der wir a priori gedanklich ausgehen, hat die einflussreiche Philosophin Judith Butler anhand des Verhältnisses der Geschlechter analysiert. Die entscheidende Denkfigur ist dabei diejenige der *Performativität*: Indem wir im öffentlichen Diskurs wieder und wieder die Identität einer bestimmten Gruppierung – »der Frauen« etwa, aber auch »der Ausländer«, »der Deutschen« usw. – oder auch eines Sachverhalts – »das gefährliche Stadtzentrum« – behaupten bzw. diese als identisch ansprechen, bringen wir diese Identität zugleich mit hervor. Performativität bezeichnet in diesem Sinne den paradoxen Prozess der Hervorbringung des als bereits existent Behaupteten.²⁹ Sagt man beispielsweise einer Frau nur oft genug, sie habe es – als Frau – wohl nicht so mit dem logischen Denken, so wird sie in diesem Bereich meist tatsächlich schlechtere Ergebnisse erzielen (aus Unsicherheit, oder aus Resignation) und auch von anderen Frauen wenig erwarten.³⁰ Gibt man einem Kind immer wieder zu verstehen, dass man nur wenig von ihm hält, wird sich das unweigerlich auf seine Leistungsfähigkeit auswirken.³¹ Und führt man Menschen mit Migrationshintergrund nur beharrlich vor Augen, dass sie »Ausländer«, also so ganz anders (und schlechter) sind als »die Deutschen«, dann wird man genau jene Ressentiments gegen »die Deutschen« und eine Selbstidentifizierung als »Ausländer« erzeugen, die einem doch nachts den Angstschweiß auf die Stirn treiben. Genau das ist gemeint, wenn es immer wieder heißt: Wir alle konstruieren die Wirklichkeit (mit), in der wir leben – ob bewusst oder unbewusst, ob wir wollen oder nicht.

28 Siehe Kapitel 5.4.

29 Vgl. Butler 1991: 49.

30 Etwa Boucher/Rydell/Murphy 2015.

31 Looser 2011.

Butlers Programm gegen derart performative Essenzialisierungen lautet: »Verwirrung anstiften«.³² Verwirrung nämlich in Bezug auf stereotype Kategorisierungen und eingefahrene Erzählungen über gesellschaftliche Gruppierungen, um so ein Bewusstsein für die reale Kontingenz jener Kategorisierungen und Erzählweisen zu schaffen. Zum Abschluss dieses Kapitels möchten wir in diesem Sinne nun auch noch einmal vermeintliche Selbstverständlichkeiten verwirren: mit einer kurzen analytischen Geschichte aus dem Chemnitzer Stadtzentrum, die sich als Gegenerzählung zum rechtsradikalen Horror-Narrativ über das Zentrum begreifen lässt.

An einem lauen Hochsommerabend sitzen wir wieder einmal auf einer Bank im Stadthallenpark, vor uns plätschert der Brunnen, die Fontänen hüpfen im beginnenden Abendrot. Es ist einer jener Tage, an denen man fast schon ein schlechtes Gewissen bekommt bei der Vorstellung, anderen erklären zu müssen, dass dies jetzt gerade »Arbeit« ist (ethnografische Arbeit nämlich), die man gemütlich sitzend und zufrieden umherblickend verrichtet. Wir raffen uns also auf, greifen zum Notizblock und beginnen zu notieren. Einige größere und kleinere Grüppchen halten sich hier auf, verstreut über den gepflasterten Platz, der den Brunnen umsäumt. Viele von denen, die da stehen oder sitzen, lassen nach gängigen Klischees an Migrationshintergrund denken: Die beiden jungen Frauen mit Kopftuch, die einander zugewandt auf dem Brunnenrand sitzen und sich angeregt unterhalten; eine der beiden lässt die Beine baumeln, die andere hat sie zum Schneidersitz untergeschlagen. Wir sehen junge dunkelhäutige Männer, die jenseits des Brunnens, gleich neben der Stadthalle, zusammenstehen und den Anschein machen, den Abend wirklich zu genießen. Auf der Bank neben uns hat eine vierköpfige Familie Platz genommen – Mutter, Vater, Baby und ein etwa dreijähriges Mädchen; es klingt arabisch, wenn sie sich unterhalten. Sie sind offenbar hier, um einfach ein wenig Zeit miteinander zu verbringen und sich dabei immer wieder kurz und freundlich mit Vorübergehenden zu unterhalten: man scheint sich zu kennen. Gerade passieren drei ebenfalls arabisch sprechende junge Männer unseren Platz und grüßen im Vorbeigehen nett einen vierten jungen Mann, der auf der Bank rechts neben uns sitzt. Wir bemerken einen Fahrradfahrer, der einen großen Lautsprecher quer über die Schulter trägt – gut hörbar, aber nicht aufdringlich tönt aus ihm Musik in einer Sprache, die wir nicht zuordnen können; zwei Pfandflaschensammler untersuchen mit geübtem Blick

32 Butler 1991: 61.

die Mülltonnen; ein weiterer dunkelhäutiger junger Mann holt einen Fußball hervor und beginnt, auf dem Platz ein paar Kunststückchen damit zu üben. Zwei blonde junge Frauen, fast noch Mädchen, setzen sich – ähnlich den beiden jungen Damen mit Kopftuch – auf den Brunnenrand, plaudern entspannt und lassen sich dabei ein Eis schmecken. Anstelle der Leere, die uns sonst so häufig in Chemnitz entgegenschlägt, ist der öffentliche Raum an diesem Abend – inmitten jener Menschen, die bei manchen so viel Angst auslösen – endlich mit entspanntem Leben gefüllt.

Es wäre absurd zu behaupten, mit Prozessen der Migration würden keinerlei Risiken einhergehen – natürlich gibt es (etwa sozialisationsbedingte, sprachbedingte, bildungsbedingte) Herausforderungen, und zwischen Etablierten und Neuankömmlingen hat es wohl immer schon Konflikte gegeben.³³ Doch zum einen lohnt es sich, sich klar zu machen, dass auch Nicht-Migration riskant ist, aus ganz verschiedenen Gründen.³⁴ Zum anderen sollte im Laufe dieses Kapitels deutlich geworden sein: dass jene Risiken, die mit Migration in Verbindung gebracht werden, häufig gar nicht »von außen« an die Demokratie herantreten, sondern dass wir mit unserer Art des Wahrnehmens, Sprechens und Handelns vielleicht stärker an ihrer Produktion beteiligt sind, als uns lieb sein kann. Es ist diese Art der Selbstproduktion von Risiken, die in einer Risikodemokratie als zentraler Modus der Risikoproduktion bedeutsam wird.

33 Elias/Scotson 1990.

34 Fuchs/Kubis/Schneider 2015.